

gewesen sei, wenn es sich um einen verstorbenen König handelte. Das Buch selber sei wahrscheinlich 174—171, und zwar in Jerusalem geschrieben worden. Der Verfasser wollte in der für die Religion Israels so kritischen Zeit zu Beginn der Regierung Antiochus' IV. Epiphanes diese Religion im engsten Anschluß an ihre heiligen Bücher empfehlen und in ihrer Anwendung auf die vielgestaltigen Verhältnisse des praktischen Lebens einprägen. Nach B. zerfällt das ganze Buch in zwei Partien von je fünf Büchern (nach Analogie des Pentateuchs und der Psalmen), dessen Inhalt unter die zwei Rubriken des Maschal und des Psalmes gehört. Maschal selber wird mit dem babylonischen Worte mischlu (= „Hälfte“) zusammengestellt, so daß das Wort ursprünglich den in zwei Hälften verfaßten Spruch bezeichnet. Aber da würde man nicht den Namen „Hälfte“, sondern „Hälften“, nicht den Singular, sondern den Plural oder besser den Dual erwarten, ganz abgesehen davon das maschal in der Bedeutung „Hälfte“ im Hebräischen nicht vorkommt (vgl. D. Eißfeldt, Der Maschal im Alten Testament 1913, 44). Referent möchte lieber an das babylonische Wort maschālu (= „gleich sein“, „vergleichen“) denken. In der Frage nach einem Metrum in der hebräischen Poesie nimmt B. einen Standpunkt ein, den Referent schon seit 1899 (Rhythmus, Metrik und Strophik in der biblisch-hebräischen Poesie) vertritt, daß man nämlich statt von einem „Metrum“ besser von einem „Rhythmus“ der hebräischen Poesie wird sprechen müssen.

Im Kommentar legt der Verfasser das Hauptgewicht auf die philologische Untersuchung. Es erklärt sich dies zum Teile aus der verworrenen Textesüberlieferung des Buches Jesus Sirach. Und hierin leistet der Kommentator wahrhaft Großartiges. Die verschiedensten Textzeugen werden herangezogen und verwertet. Die sachlichen Erklärungen treten dabei allerdings etwas in den Hintergrund. So wird S. 388 von Urim und Tumim bloß gesagt: „Das priesterliche Losorakel.“ Zur Sirach-Stelle (22, 14): „Was ist schwerer als Blei?“ wird S. 182 richtig gesagt: „Dem Vergleiche liegt die Volksmeinung zu Grunde, das Blei sei das schwerste Metall. Obgleich es schwerere Metalle gibt, bleibt die Bibel doch irrtumslos.“ Zur Erklärung dieser Volksmeinung könnte darauf hingewiesen werden, daß das Volk hierin nach dem Augenschein urteilt. Da man nämlich Gold, das schwerer als Blei ist, für gewöhnlich nur in ganz kleiner Menge in die Hand bekommt, so konnte sich leicht diese Volksmeinung bilden.

In der vorausgeschickten Erklärung der Abkürzungen vermißt man die Erklärung von ^{Cr} S. XXXVI ist statt 1 Matt 1, 14 zu lesen 1 Matt 1, 16 (G 1, 15). Beigegeben sind dem Kommentar ein ausführliches Sachregister (Pfingstfest S. 428 statt 429, Rhabanus Maurus S. LXI statt LX), ein hebräischer Index, sowie ein Index zu einigen griechischen und zu einigen lateinischen Wörtern und ein Stellenverzeichnis, die den Wert des sehr empfehlenswerten Kommentares noch erhöhen.

Wien.

J. Döllner.

8) **Biblische Zeitfragen**, gemeinverständlich erörtert. Ein Broschürenzyklus, begründet von Professor Dr Joh. Nibel und Professor Dr Ignaz Rohr. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

1. Lebensbejahung und Askese Jesu. Von k. o. Hochschulprofessor Dr P. Dausch in Dillingen. (Der 6. Folge 8. Heft.) 50 Pf.; Subscriptionspreis 45 Pf.

Die vorliegende Arbeit von 36 Textseiten gliedert sich in vier Abteilungen. Eine Einleitung von zwei vollen Seiten erinnert den aufmerksamen Leser gar bald an das Wort, welches der greise Simeon nach Lk 2, 34 gesprochen hat, als der Welttheiland als zartes Kind in den Tempel gebracht worden war: „er ist ein Zeichen, dem man widersprechen wird.“ Schopenhauer, Tolstoj, Nietzsche, Bismarck, Harun, Kant — sie alle verstehen Jesu und sein

Evangelium nicht. Jesu Worte und Taten können nur von jenen verstanden werden, welche darunter dasselbe auffassen, was der redende und handelnde Jesus mit seinem Worte und seiner Tat jeweils gemeint hat. Die große Schar derer, welche in unseren Tagen Jesu Wort und Tat nicht verstehen, wird von Dausch auf den S. 5—12 in zwei Lager geteilt: 1. Die modernen Freunde des angeblich lebensverneinenden Jesus; 2. die modernen Feinde des ästhetisch verzeichneten Evangeliums. Auf S. 12 geht Dausch daran, die Lebensbejahung Jesu zu begründen. Zur Kritik der verschiedenen „widersprechenden Philosophen und Literaten“ erfährt der Leser (S. 12 u. 13), daß Schopenhauer und Nietzsche ein buddhistisch verzeichnetes Christentum zur Zielscheibe nehmen, daß Tolstois System eine undurchführbare pantheistische Grundlage hat. Zum „positiven Aufbau“ (S. 13—27) wird der Leser entschieden gut orientiert unter den Aufschriften: „Gottesreich und Lebensbejahung, Gottesleben und Natur-Kulturlieben, Jesus und das gesellschaftliche Leben, die Lebensbejahung und die Sünde, Jesus und die Freude.“ Zu beachten bleiben manche Sätze: Der Heiland hat am Natur- und Kulturlieben seiner Zeit teilgenommen, soweit es sein höherer Beruf gestattete (S. 16); im Lichte seines Zentralberufes hat Jesus weniger von dem Segen des Familienlebens als von den Gefahren und Versuchungen desselben gesprochen (S. 17); Jesus stand vor keiner sozialen Frage in unserem Sinne (S. 21); soweit die Welt Sünde ist und zur Sünde verführt, fordert Jesus entschieden Weltflucht (S. 24). Den dritten Teil seiner Arbeit „Jesus und die Äzese“ (S. 27—36) kann Dausch mit Recht beginnen mit den Worten: „Das Evangelium Jesu ist lebensbejahend, freilich nicht im Sinne der Modernen.“ Die S. 27—31 bieten die positive Darstellung der Äzese des Evangeliums und gipfeln in den Sätzen: Das Evangelium Jesu stellt die irdischen Güter nicht bloß unter die höheren, himmlischen, es leitet sogar an, diese untergeordneten Güter um höherer, himmlischer Schätze willen preiszugeben (S. 30); die evangelischen Räte, der Vollkommenheitsstand sind bloß die sichersten und wirksamsten Mittel zur Erreichung des Vollkommenheitszieles. An sich ist die Vollkommenheit an keinen Stand gebunden, also auch im weltlichen Stand erreichbar (S. 31). Die S. 31—36 handeln von der „Bestreitung der Äzese Jesu“ und bieten den Hauptgedanken: Als Vorbild für alle Stände, nicht bloß für den Ordensstand, schritt der Messias sicher und frei durch die irdischen Genüsse und Güter hin (S. 33). Den vierten Teil (S. 37, 38) nennt Dausch „Schlußbetrachtung“ und setzt an die Spitze die Sätze: Das Evangelium Jesu ist lebensbejahend. — Das Evangelium Jesu ist ästhetisch gerichtet. Der scheinbare Gegensatz zwischen diesen zwei Sätzen wird noch ausdrücklich behoben durch den Hinweis auf jene Belohnungen, welche Jesus denen versprochen hat, welche Jesu wegen, Gottes wegen Opfer bringen. — Sosehr sich der Verfasser bemüht hat, sein schwieriges Thema gemeinverständlich zu erklären, so wenig dürfte mancher Leser dies bestätigen können.

2. Babylonisches im Neuen Testamente. Von Privatdozent Dr P. Farge, Breslau. (Der 6. Folge 9. und 10. Heft.) Ladenpreis M. 1.—

Die 84 Textseiten der vorliegenden Monographie verteilen sich auf sieben Abschnitte. Der erste reicht von S. 3—20 und will unter der Ueberschrift: „Wie kam man zur Annahme babylonischen Gutes im Neuen Testamente?“ auch den Titel der Monographie rechtfertigen. Nachdem die liberale protestantische Theologie den Jesus der Evangelien zu einem „künstlich geschaffenen modernen Gebilde“ umgemobelt hat, benützt sie die Religionsgeschichte, um die Erfolge des Christentums erklären zu können. Jeremias (S. 6), Robertson (S. 9), Jensen (S. 10), Smith (S. 10), Drews (S. 12) sind „gelehrte“ Männer, welche sich jeder in seiner Weise oder gar in mehreren Weisen (wie Drews S. 14) bemühen, in dem Urchristentum zwei Faktoren

nachzuweisen, nämlich den historischen Menschen Jesus, den Rabbi von Nazareth, und die orientalisch-gnostische, reich mit Mythen und Wundern ausgestattete Erlöser-Gottheit, den Christus. Die S. 20—42 haben von Karge die Aufschrift erhalten: „Kritik der modernen religionsmythologischen Anschauungen über die Entstehung des Christentums“. Wenn auch Karge (S. 20) die religionsgeschichtlichen Untersuchungen über das Urchristentum als selbstverständlich berechtigt erklärt, so spricht er als „gläubiger“ Gelehrter (S. 21) die große Wahrheit aus: „Die Grundlage für einen großen Teil der modernen Leben-Jesu-Forschung bildet der Unglaube.“ „Die moderne religionsgeschichtliche Forschung hat eine lebhaft abneigende Haltung gegen stark ausgeprägte Religiosität und gegen große religiöse Persönlichkeiten“ (S. 24). „Die Ansicht, daß der religiöse Fortschritt aus der Volksmasse komme, kommt dem Wunsche vieler moderner Menschen entgegen, welche keinen Führer über sich dulden wollen“ (S. 25). „Der vorchristliche Jesus oder das in allen Einzelheiten ausgeprägte Christus-bild ist lediglich eine Verlegenheitshypothese der Gegner der Geschichtlichkeit Jesu“ (S. 26). „Der orientalisch-gnostische Kultgott Jesus im vorchristlichen Judentum ist eine moderne antichristliche Erfindung“ (S. 29). In derartigen Krasssätzen konzentriert sich die Kritik Karges, deren Begründung im einzelnen gut durchgeführt ist, natürlich für einen „gläubigen“ Leser. Auf S. 40 kann Karge den Schlußsatz bieten: „Wir brauchen zum geschichtlichen Verständnis des Urchristentums keine vorchristliche Christologie.“ Die S. 42—50 bieten dem Leser „die israelitische und babylonische Heilserwartung“. Bei der babylonischen Heilserwartung handelt es sich um das Kommen eines großen irdischen Königs; jeder Inhaber des Thrones, auch ein finsterner Despot, wurde in uralten Formen als Bringer einer besseren Zeit bejubelt (S. 45). Die Messias Hoffnung der Israeliten aber wurde immer mehr vertieft und trat in das Zentrum der israelitischen Religion und hat den rein irdischen Inhalt abgestreift (S. 46). Die Heilserwartung der Babylonier hatte nie ein Kommen oder eine besondere Veranstaltung Marduks zum Gegenstande (S. 47). Christus dagegen ist Heiland, indem er durch eine Erlösungsstat ein für allemal die ganze Welt von Schuld und Sünde erlöst, und zwar durch Selbsthingabe (S. 48). Die Idee vom Tode Marduks ist in den babylonischen Texten nicht bezeugt (S. 49), während Christus erlöst und sühnt durch sein Leiden und Sterben (S. 50). Die S. 51—55 gelten der Beantwortung der Frage „Die Auferstehung Jesu Christi — ein Erzeugnis der babylonischen Mythologie?“ Der Auferstehungsgebanke soll den babylonischen Mythen über die Lichtgottheiten entspringen (S. 54). Sollte die Auffassung vom Tode Marduks in späterer Zeit wirklich geherrscht haben, so ist sie jedenfalls nicht die alte und ursprüngliche, die den Gott im Kampfe darstellt (S. 52). Der Ostersonntag ist kein orientalischer Auferstehungstag und hat mit babylonischer Mythologie nichts zu tun (S. 51). Jesus Christus ist die Erfüllung dessen, was die Babylonier in ihrer Marduk-Gestalt auch ersehnt haben. Auch dem fünften Abschnitt seiner Monographie (S. 55 bis 69) hat Karge Frageform gegeben: Ist Kapitel 12 der geheimen Offenbarung ein babylonischer Mythos? Diese Frage wird S. 68 mit dem Satz beantwortet: „Ueberhaupt läßt sich in der babylonischen Mythologie kein solches Vorbild formeller Art für ep. 12 der geheimen Offenbarung nachweisen.“ Der sechste Abschnitt (S. 69—83) beschäftigt sich besonders mit dem Assyriologen Jensen (S. 10) und betitelt sich: „Ist Jesus ein babylonischer Gilgamesch und die Evangelien Gilgamesch-Sagen?“ Nach Jensen ist die ganze evangelische Geschichte rein fagenhaft und aus dem babylonischen Gilgameschepos entlehnt (S. 82). Die Autorität Karges betreffs der Gestalt des Sees Genesareth verdient besondere Erwähnung. Von der wissenschaftlichen Kritik ist das Werk Jensens mit seltener Einmütigkeit und Deutlichkeit abgelehnt worden. Mit diesem Gilgamesch hat sich der Panbabylonismus (S. 19, 83) selbst ad absurdum geführt. In der Schlußbetrachtung (S. 83—86) kann Karge das Urteil fällen: „Wir haben es nicht zu tun mit

streng wissenschaftlichen Diskussionen, sondern mit Tendenzschriften gegen das Christentum. Voreingenommenheit und Feindschaft gegen das Christentum spielt bei der Auflösung der Evangelien und der Person Christi in babylonische Mythologie eine Rolle. Die besonnene religionsgeschichtliche Forschung erkennt an, daß das Urchristentum als natürliches Entwicklungsprodukt der orientalischen Mythologien nicht verstanden werden kann. Seine Wurzeln liegen im Alten Testamente und seine Quelle ist allein Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, der die Erfüllung und Vollendung der alttestamentlichen Weissagungen und Hoffnungen und damit auch der Erlösererwartungen der ganzen Heidenwelt war.“ — Karge habe Dank für seine instruktive apologetische Monographie und möge ein dankbares Lesepublikum finden!

3. Das Alte Testament und die Nächstenliebe. Von Professor Dr Joh. Nikel, Breslau. (Der 6. Folge 11. und 12. Hest.) Ladenpreis M. 1.—

In dem ersten Abschnitte der vorliegenden Monographie (S. 3—10) zieht Nikel die „Richtlinien für die Behandlung des Themas“. Nachdem er literarische Erscheinungen über Pflichtenlehre aus verschiedenen Lagern hat Revue passieren lassen, muß er (S. 5) die Bemerkung machen: „Ueber die Stellung des Alten Testaments zur Nächstenliebe herrschen auf Grund oberflächlicher Kenntnis der in Betracht kommenden Schrifttexte vielfach irrige Ansichten.“ Nikel will (S. 6) die alttestamentliche Auffassung von der Nächstenliebe ohne Rücksicht auf das Neue Testament darstellen. Aus dieser Darstellung soll sich das Resultat ergeben, daß die Auffassung des Alten Testaments von den Pflichten der Nächstenliebe relativ sehr hoch stehe, jedenfalls erheblich höher als die entsprechenden Anschauungen bei den übrigen Völkern des Altertums (S. 7). Nikel findet (S. 7) für notwendig, daß Theorie und Praxis streng auseinander gehalten werden: Die sittlichen Prinzipien, wie sie durch das Gesetz und die prophetische Predigt vorgeschrieben und als allgemein verpflichtend anerkannt waren, und die Handlungsweise einzelner geschichtlicher Personen in einzelnen Fällen oder in bestimmten Zeiten. Ferner will Nikel anerkannt wissen (S. 9) verschiedene Stufen des ethischen Fortschrittes im Volke Israel. Die Durchführung des Themas vollzieht sich in drei Abschnitten, deren erster (S. 10 bis 32) die Aufschrift „Die pentateuchischen Gesetze“, deren zweiter (S. 33—46) die Aufschrift „Die Propheten“, deren dritter (S. 46—73) die Aufschrift „Die poetisch didaktischen Schriften, besonders der nachexilischen Zeit“ tragen. Im ersten Abschnitte „Die pentateuchischen Gesetze“ wird zuerst der „Begriff des Nächsten“ besprochen und darauf hingewiesen, daß alle untereinander verwandt sind und alle die gleiche Würde in sich tragen und daß der Auserwählung die Verpflichtung zum Streben nach höherer Heiligkeit, zu getreuer Beobachtung der den Patriarchen und ihren Nachkommen auferlegten Gebote entsprach. Nach Betonung dieser geschichtlichen Voraussetzungen macht Nikel darauf aufmerksam, daß nicht bloß bei Tatsünden, sondern auch bei den Sünden in Worten und Begierden jede Einschränkung des Begriffes „Nächster“ fehle. Von S. 15—24 wird die Stellung der „Fremden“ besprochen und der Unterschied behandelt zwischen Personen, welche dauernd in einem israelitischen Stamme oder Geschlechte lebten, ohne ebendemselben anzugehören (*gerim*), und solchen, welche nicht nur keinen Anteil am Besitze des Landes hatten, sondern überhaupt nicht dauernd ansässig oder in keine dauernde Beziehung zum Lande getreten waren (*nok^{ari}*). Dem Volke oblag die Ausrottung der Spuren des Götzendienstes, nur unter gewissen Bedingungen auch die Ausrottung der Kanaaniter. Dem pentateuchischen Gesetz muß der Charakter der Fremdenfreundlichkeit zuerkannt werden. Selbst der *nok^{ari}* (Handelsmann, Kriegsmann) war vom Gebote der Nächstenliebe nirgends direkt aus-

geschlossen, aber auch nicht ausdrücklich in dasselbe eingeschlossen. Die Fürsorge für die Armen, Witwen und Waisen, das Slavenrecht, die Feindesliebe, das Verhalten gegen die Tiere finden eine besondere Beschreibung und bezeugen, daß dem pentateuchischen Gesetze der Charakter der Humanität zuerkannt werden muß. Betreffs der *lex talionis* verdient hervorgehoben zu sein, daß dieselbe nicht einen Moralgrundsatz aussprechen will, sondern eine Anweisung für den Richter sein sollte, wenn eine Anklage wegen Körperverletzung vor ihn gebracht wurde. In dem Abschnitte „Die Propheten“ finden sich die Titellüberschriften „Verhalten gegen die Fremden, Fürsorge für die Armen, Feindesliebe“ wieder vor. Die Propheten haben gegen das Fremdländische polemisiert und in dieser Hinsicht das mosaische Gesetz weiterentwickelt und den neuen Verhältnissen angepaßt. Die Propheten waren das öffentliche Gewissen des Volkes zu Gunsten der Armen und Bedrückten und bestrebten sich, das sittliche Niveau des Volkes zu heben. Die Feinde des Volkes werden von den Propheten nicht bloß vom politischen, sondern auch vom religiösen Standpunkte betrachtet. Was den Feind im privaten Leben des einzelnen betrifft, so haben die Propheten auch auf diesem Gebiete veredelnd und aneifernd gewirkt. Im Abschnitte der „poetisch-didaktischen Schriften“ kommt zuerst der Einfluß der politischen Verhältnisse der nachexilischen Zeit auf das Verhalten der Juden zu den Fremden zur Beschreibung. In den letzten Jahrhunderten der nachexilischen Periode beruht dem Anscheine nach der Gegensatz der Volkschichten weniger auf der Abstammung als auf der Stellung zum mosaischen Gesetze; es entwickelt sich der Gegensatz zwischen den Frommen und den Verächtern des Gesetzes. „Die Fürsorge für die Armen, Bedrückten und Dienenden, die Feindesliebe“ werden für sich besprochen auf Grund der poetisch-didaktischen Schriften, besonders der nachexilischen Zeit. Der Gregor Nibel findet hiebei Gelegenheit, einen Beitrag zur Erklärung der sogenannten Fluchpsalmen zu liefern, und macht (S. 68) die richtige Bemerkung: Das Alte Testament ist hinsichtlich der Nächstenliebe noch auf einer im Verhältnis zu der christlichen Auffassung niedrigen Entwicklungsstufe stehen geblieben. — In lichtvoller Darstellung hat Nibel die Nächstenliebe zur Zeit des Alten Testaments vorgeführt, um zum Schlusse seiner Monographie (S. 73) noch kurz die Worte Jesu (Mt 5, 43) mit einer wahrscheinlich richtigen Erklärung wiederzugeben. — Den definitiven Abschluß der Monographie macht ein Verzeichnis der zitierten Schriftstellen (S. 74—79). Möge der verdienstvolle Verfasser ein dankbares Lesepublikum finden!

St Florian.

Dr P. Amand Polz.

9) **Die Geschichte der scholastischen Methode.** Nach den gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von Dr Martin Grabmann.

II. Band. Die scholastische Methode im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. 8^o (VIII u. 568) Freiburg 1911, Herder. M. 9.— = K 10.80; geb. M. 10.40 = K 12.48

Gleich wie im ersten Bande (cf. Theol.-prakt. Quartalschrift 1910, S. 604 ff) ist auch in diesem ein überreicher interessanter Stoff, vielfach wieder aus ungedruckten Werken aufgespeichert und in sorgfältiger Prüfung und Durcharbeitung dargeboten; die Entwicklung der scholastischen Methode vom Tode Anselms von Canterbury bis knapp an die Schwelle der Hochscholastik, die mit Thomas von Aquin bezeichnet ist. Es ist eine verhältnismäßig kurze Zeit, kaum mehr als ein Jahrhundert, und doch, welche Fülle von geistiger Arbeit tritt uns hier entgegen, und zwar Arbeit, die durchgängig freilich nicht ohne Kämpfe und Schwierigkeiten aufwärts führt zur Höhe, die wir in Thomas von Aquin bewundern. Man sieht, wie die Zeit der Kreuzzüge und des glänzendsten Rittertums nicht bloß in äußerem Tatendrange, sondern auch in innerem geistigen Ringen Großes geschaffen hat.